

Christine Lieberknecht, Ministerpräsidentin in Thüringen a.D.

Was bedeutet es, wenn wir in diesen Tagen einerseits einen offenkundig um Sinnstiftung bemühten Staat erleben und andererseits aber Kirchen immer deutlicher politische Positionen beziehen?

7 Thesen als Podcast

Mit Herz und Haltung – Dein Akademie-Podcast

Der säkulare Staat als neue Sinn-Agentur?

7 Thesen von Christine Lieberknecht zu Klage, Leid und Trauer in der Pandemie.

Hier stehe ich, ich kann nicht anders. So Martin Luther vor genau 500 Jahren auf dem Wormser Reichstag. Kürzlich hat hier bei uns der Politikwissenschaftler Karl Rudolph Korte das hier gesagt: „500 Jahre nach dem Wormser Reichstag finde ich schon, dass man den Protest ins Zentrum rücken kann, und zwar nicht destruktiv, sondern konstruktiv.“ Tja und genau 500 Jahre nach Worms blickt die evangelische Pfarrerin und ehemalige Thüringer Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht nach Berlin, wo Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier zur zentralen Gedenkveranstaltung für die Verstorbenen in der Corona-Pandemie einlädt und fragt: Sind die Kirchen gerade in der Pandemie zu leise, um klagend mit dem Volk zu schreien: 80.000 Menschen fehlen uns wegen COVID-19. Nach ihrem Vorwurf zu Beginn der Pandemie, die Kirchen hätten versagt, wagt sie jetzt den Thesenanschlag, sagt sie auch jetzt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders? Hier kommen 7 Thesen für eine Debatte. Nicht in Wittenberg, nicht in Worms, sondern hier und jetzt in Euren Ohren bei „Mit Herz und Haltung“.

Hier kommen Christine Lieberknechts 7 Thesen zu Klage, Leid und Trauer in der Pandemie.

Corona – Trauern ohne Gott – 7 Thesen und ein päpstliches Wort dazu.

Zu Ihrer Orientierung habe ich jeder dieser 7 Thesen ein Schlagwort zugeordnet. Und zwar in folgender Reihenfolge: Brennglas, Wissenschaftsglaube, Zeitgeist, Gemeinschaft, Staatskirchenrecht, Rollentausch und offener Himmel.

1. Gleich einem Brennglas werden unter den Bedingungen von Corona Entwicklungen sichtbar, die das Verhältnis von Gesellschaft, Kirche und Staat schon seit Jahren in gravierender Weise verändert haben.

Rückblickend auf den ersten Lockdown zur Eindämmung des COVID-19-Virus gab es unter anderem eine Nebenwirkung, die beide großen Kirchen ins Mark getroffen hat. Mehr noch als der monatelange Verzicht auf Gottesdienste mit Gemeindepräsenz waren es die Einsamkeit, Verzweiflung und Ohnmachtserfahrungen von Menschen in Pflegeheimen, Krankenhäusern, im Sterben, in Trauer und Tod. Die zum Teil rigoros durchgesetzten Kontaktsperrungen waren nicht nur für die Betroffenen und deren Angehörige eine zuvor niemals vorstellbar gewesene Zumutung. Zugleich waren sie Ausdruck der radikalen Beschneidung von Freiheits- und Verantwortungsrechten sowohl des Einzelnen als auch der dem Staat vorausgehenden Institutionen von Familie und Kirche. Ich frage: Wie konnte es überhaupt zu so einer von den Kirchen über lange Zeit duldsam

hingegenommenen Situation kommen? Für mich war diese Situation nur möglich durch einen bereits über viele Jahre währenden Verlust an Bedeutung, Akzeptanz und Status von Familie und Kirche für Gesellschaft und Staat. Unter den Bedingungen von Corona offenbarte sich der über Jahre hinweg erlittene Bedeutungsverlust wie unter einem Brennglas nun schmerzlich zu Lasten von alten, kranken, sterbenden und trauernden Menschen.

2. Wie Mehltau legte sich einseitiger Wissenschaftsglaube über kirchliche und theologische Kompetenz zur geistigen Orientierung.

Um Leben zu schützen haben Kirchen die harten Eingriffe in bestehende Freiheits- und Verantwortungsrechte des Einzelnen, aber auch der Institution Kirche, ausdrücklich unterstützt und mitgetragen. Nächstenliebe zum Schutz vor der Pandemie bedeutete nun vor allem „Abstand halten“. Das war nachvollziehbar, warf für viele Gläubige aber zugleich einen dunklen Schatten auf das eigene Selbstverständnis von christlichem Glaube und Kirche. Der Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts an der Universität Leipzig, Christian Lehnert, konstatierte: „Allseits wurde sichtbar, wie wenig Christen, wenn es hart auf hart kommt, der eigenen Tradition und dem zu trauen scheinen, was sie immer verkündeten.“ Auf viele Christen wie Nichtchristen wirkte das höchst irritierend. Bischöfe und Kirchenämter folgten vornehmlich Naturwissenschaftlern, insbesondere den Virologen und deren Deutungshoheit über das pandemische Geschehen, statt diese in aller Anerkennung wissenschaftlicher Fakten deutlich und vernehmbar einzugrenzen und eigene Akzente zu setzen. Allein ein Satz wie „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ oder „Infektionsschutz ist nicht alles“ hätte Millionen von Gläubigen aus dem Herzen gesprochen. Doch leitende Geistliche überließen ein solches, öffentlich vernehmbares, Wort einem Politiker. Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble mit seinem Interview vom 26. April 2020 unter der Überschrift „Schutz von Leben nicht alles unterordnen“ brachte das weithin empfundene Defizit auf den Punkt.

3. Kirchliche Avancen an den Zeitgeist rächen sich. Preisgegebene Markkerne finden neue Akteure und neue Deutung

In den evangelischen Kirchen gehört zur Perikopenordnung der Passionszeit die Lesung aus dem Zweiten Brief des Apostels Paulus an die Korinther im ersten Kapitel die Verse 3 bis 7. In diesen 5 Versen kommt 10 Mal das Wort „Trost“, „trösten“ oder „getröstet werden“ vor. Im Wort zum Sonntag für die Karwoche hat der Saarbrücker Pfarrer Benedikt Welter ebenso zu Recht von der Karwoche als „Woche der Trauer und des Trostes“ gesprochen. Gerade mit Blick auf Leiden, Sterben und Tod ist das Bedürfnis der Menschen nach Trost ungebrochen groß. Vor allem ältere Menschen verbinden Trost dennoch, wenn auch oftmals nur noch vage, aber doch irgendwie mit dem christlichen Glauben, mit der Überwindung des Todes durch Jesus Christus und mit christlicher Hoffnung. Über viele Jahre gab es im evangelischen Gesangbuch dazu eine Rubrik „Gottvertrauen, Kreuz und Trost“. Das war einmal... Im aktuellen Gesangbuch gibt es diese Rubrik nicht mehr. Heute heißt es „Glaube, Liebe, Hoffnung“, mit einem Unterabschnitt „Angst und Vertrauen“, wobei man ebenfalls mal kurzerhand das Wort „Gott“ gestrichen hat. Das Wort „Trost“ sucht der Leser sowohl im Inhaltsverzeichnis als auch im Stichwortregister als auch in den Worterklärungen vergebens. Es kommt nicht mehr vor. Das nenne ich geradezu fahrlässiges Ignorieren, Verstecken, Tilgen von Markern christlicher Botschaft statt „Stärken zu stärken“ - und zu erklären. Im „Gotteslob“ gibt es im Inhaltsverzeichnis immerhin noch eine Unterrubrik „Vertrauen und Trost“ mit dem Lied GL 799

„Meine Zeit steht in deinen Händen“. Dieses Lied gibt es auch im evangelischen Gesangbuch, ja, aber eben nicht mehr unter Rubrik „Trost“.

Dafür begibt sich nun die betont nicht christliche Schriftstellerin Thea Dorn unter dem Eindruck von Sterben, Tod und Trauer in Corona-Zeit mit einem „anrührenden Briefroman“ (so Juli Zeh) „Trost. Briefe an Max“ auf die Suche nach eben diesem Trost ganz ohne christlichen Glauben und ohne Kirchen. „Das Buch der Stunde für alle Untröstlichen“, so wird das Buch im Einband beworben. Und Interessierte finden darin Dorn's Auseinandersetzung mit Fragestellungen wie: „Wie machen wir Frieden mit unserer Endlichkeit? Was sind wir bereit, unserer Angst vor dem Tod zu opfern? Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn sie sich aus Angst vor dem Tod das Leben verbietet? Wie finden wir zurück zu Freiheit, Lebensfreude und einem glücklichen Leben im Hier und Jetzt?“ Ich frage: Wird es Kirche gelingen, den Platz eines ihrer Markenthemen, nämlich Trost, wahrnehmbar und überzeugend wieder selbst für eine große Öffentlichkeit zu besetzen? Will Kirche das überhaupt?

4. Christlicher Glaube und Gemeinschaft gehören untrennbar zusammen.

Christliche Gemeinschaften haben in der Menschheitsgeschichte es immer wieder vermocht, die Welt wenigstens etwas zum Guten zu verändern. Das gilt im Großen wie im Kleinen. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, so das bekannte Bibelzitat aus Matthäus 18, Vers 20. Es war einer der zentralen Mutmachverse der Friedensdekaden in den 1980er Jahren und auf dem Höhepunkt der friedlichen Revolution 1989, besonders in der Leipziger Nikolaikirche. Dieser Satz machte Mut, gab Kraft. Er verlieh den Versammelten etwas vom Geist Jesu. Er verlieh den Versammelten, ganz gleich ob Christen oder Nichtchristen, den Geist des Friedens; keine Gewalt. Das galt für zwei oder drei, also für ganz kleine Gruppen. Es hat durchgetragen - auch dann, als es Hunderttausende waren, die sich versammelten, - friedlich zu protestieren. Jeder war in dieser Gemeinschaft wichtig, so als ob es zwei oder drei gewesen wären. Jesus war mitten unter ihnen. Im Namen Jesu hieß es „keine Gewalt“ - und die Waffen schwiegen. Panzer blieben in den Kasernen. Wir alle wurden Zeugen dieser friedlichen Revolution; welch ein Wunder! Gemeinschaft im Sinne Jesu, und wie klein und wie bescheiden hatte diese Gemeinschaft ihren Anfang genommen. Gemeinschaft im Sinne Jesu heißt es ganz persönlich auch genau dann, wenn Menschen einander besonders brauchen. Bei Krankheit, im Sterben und in Trauer. Anteilnahme, persönliche Würdigung des Verstorbenen, Beistand einander leisten durch erfahrbare Nähe, tatsächliche Gegenwart. Anschauen, berühren, trösten waren immer Teil unserer Trauerfeierlichkeiten und Beerdigungen. Das alles lässt sich nicht ersetzen durch noch so ausgeklügelte technisch perfekte Online-Formate. Der Mensch ist darauf angelegt, mit allen seinen Sinnen zu spüren, aufzunehmen und zu leben. So hat Gott den Menschen geschaffen; gerade dann, wenn es um die Grenzsituationen im Leben geht. Mit Recht mahnt der Theologe Thomas Klie in seinem ZEIT-Interview vom 15. April 2021 eine besondere Sensibilität des Abwägens zwischen notwendigem Gesundheitsschutz einerseits und dem würdigen, auch öffentlich möglichen, Abschiednehmen andererseits. Er spricht von einem - ja- „Akt der Beraubung“, wo dies nicht geschieht. Wörtlich: „Ich verweigere als organisierender Angehöriger anderen die Möglichkeit des Abschiednehmens.“ Auch hier war es im ersten Lockdown ein Politiker, nämlich Bodo Ramelow, der Thüringer Ministerpräsident, der den Finger deutlich in die Wunde legte, als er entgegen der offiziellen Vorschriften an der Beerdigung eines Nachbarn teilgenommen hatte und sich später öffentlich dazu bekannte. Welche Schlussfolgerungen die Kirchen für ihr Handeln aus all den ergangenen Auflagen und Verfügungen im Zusammenhang mit Sterben, Tod, Trauerfeierlichkeiten und Trauerbegleitung von Angehörigen ziehen, möchte ich an dieser Stelle nicht weiter erörtern. Für mich aber verbindet sich mit diesem Bereich noch immer eines der

wichtigsten Kompetenzfelder von Kirche. Ich würde mir wünschen, dass diese Kompetenz in der gesellschaftlichen Debatte wieder stärker mit Gesicht und Stimme zur Sprache kommt.

5. Wachsende Säkularisierung und religiös weltanschauliche Pluralisierung befeuern Kritik am deutschen Staatskirchenrecht. Die Forderungen bewegen sich zwischen Weiterentwicklung zu einem allgemeinen Religionsverfassungsrecht bis hin zur ersatzlosen Streichung.

Zur Illustration des inzwischen weitreichenden gesellschaftlichen Unverständnisses über das deutsche Staatskirchenrecht empfehle ich die Befassung mit der MDR-Dokumentation „Ewige Schulden – Ostdeutschlands Kirchen und die Staatsleistungen“, gesendet über das Erste Deutsche Fernsehen am 18. Februar 2019. In diesem Beitrag werden vermeintliche Ideale der einstigen DDR-Minderheitenkirche gegen eine ebenso vermeintliche Saturiertheit westdeutscher Amtskirchen, die mit der Wiedervereinigung auch dem Osten übergestülpt worden seien, ausgespielt. Gemeinschaftlicher Protest beider großen Kirchen und einiger Politiker gegen nachweisliche Falschaussagen und mangelnde Recherchen haben dazu geführt, dass zumindest die öffentlichen Fördermittel für diesen Film zurückgezahlt werden mussten. Die Problemanzeige aber bleibt. Zunehmend setzen staatliche Behörden und Institutionen alles daran, jeden Anschein einer christlichen Konnotation in ihrem alltäglichen Handeln zu vermeiden. Programme verschiedener politischer Parteien insistieren auf eine grundlegende Neuordnung der Beziehungen von Staat und Kirchen.

6. Politische Kirche und sinnstiftender Staat - Erleben wir einen interessanten Rollentausch auf offener Bühne?

Eine der grundlegenden Prämissen unseres deutschen Staatskirchenrechtes brachte der frühere Verfassungsrichter Ernst Böckenförde vor Jahren schon treffend auf den Punkt. Er formulierte das Diktum: „Der Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht schaffen kann.“ Damit war eine klare Rollenteilung beschrieben. Was aber bedeutet es, wenn wir in diesen Tagen einerseits einen offenkundig um Sinnstiftung bemühten Staat erleben und andererseits Kirchen zugleich immer deutlicher politisch Position beziehen? Alles legitim, so meinen vermutlich die einen. Dem entgegen könnte man durchaus aber auch von einem Rollentausch sprechen. Gewiss, es gibt das berühmte Bonmot des bekannten protestantischen Theologen Karl Barth „Von Römerbrief und Tageszeitung“ und der Selbstverständlichkeit einer öffentlichen Theologie. Und natürlich ist es Christenpflicht, sich dafür einzusetzen, der Stadt Bestes zu suchen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Nicht zuletzt war der Einsatz für eine bessere Welt eines der tragenden Motivationen von Christen für die friedliche Revolution 1989 in der DDR und in ganz Mittel- und Osteuropa. Aber dabei war immer klar: „Vergesst das Beten nicht“. - „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ - Das war nicht einfach NGO unter anderen; es war bewusst christliche Gemeinschaft. Das war bewusst Kirche, die sich hier traf, die hier agierte und die sich auf die biblischen Überlieferungen und insbesondere die alten prophetischen Weissagungen, wie das Wort „von den Schwertern, die zu Flugscharen werden“, bezog und die dafür auch, insbesondere junge Christen, von den staatlichen Organen verfolgt wurden. In einer zunehmend säkularen Welt ist es heute nicht weniger wichtig, die Bezugspunkte des christlichen Glaubens zu benennen, aus denen heraus sich ein bestimmtes politisches Handeln begründet. Und mehr noch wird es auch in dieser Frage darauf ankommen, die kirchlichen und theologischen Kernkompetenzen selbstbewusst und mutig einzubringen. Will sagen, das „Licht nicht unter den Scheffel zu stellen“, sondern klar als Christen und Kirche erkennbar zu bleiben. Nur so wird Kirche auch in Zukunft gefragter

Ansprechpartner für das staatliche Gegenüber bleiben und als anerkannte Mitspielerin in unserem gesellschaftlichen Miteinander wahrgenommen werden können.

7. Der Himmel ist offen. Das Vakuum wird gefüllt.

Unvergessen ist mir der Hinweis meines Vikariatsvaters zu Beginn meines kirchlichen Dienstes am Anfang der 1980er Jahre. Er sagte damals: „Sie müssen wissen, im Leben der meisten Menschen gibt es zwei Momente, in denen öffnet sich der Himmel. Geburt und Tod. Sehen Sie zu, dass Sie in diesen Momenten den Menschen nahe sind. Das verbindet. Darauf können Sie bauen.“ Ich habe mich daran gehalten. Mein Vikariatsvater sprach aus Erfahrung und hatte Recht. Daran hat sich in unserer zunehmend säkularen Gesellschaft nichts geändert. Auch wenn Menschen sich vom christlichen Glauben abgewendet haben oder noch nie etwas davon wussten, öffnet sich zumindest den religiös spirituell affinen Menschen genau an diesen Stellen noch immer der Himmel. Es ist nur die Frage, wer diesen Himmel füllt. Das Öffnen des Fensters zum Entweichen der Seele des Verstorbenen ist nach wie vor weit verbreiteter Brauch. Dazu im Ohr die Melodie von Andreas Gabalier's Song „Amoi seg' ma uns wieder, amoi schau i a von obm zua...“. Spirituelle Lebensberater, weltliche Trauerbegleiter, ja selbst Kosmetikerinnen, wissen von der Suche naher Angehöriger, insbesondere Frauen jüngeren und mittleren Alters, nach Menschen, die als Medium für den Austausch mit dem Verstorbenen dienen können, zu berichten. Und trauernde Angehörige finden diese Menschen. Alle Fragen rund ums Sterben, Tod, Bestattung und Trauer haben sich in den vergangenen Jahrzehnten zu einem riesigen Geschäftsfeld entwickelt; ganz jenseits von kirchlichem Beistand und Angeboten. Schaute ich als junge Pastorin voller Leidenschaft und Überzeugung auf den reichen Fundus meines christlichen Rüstzeugs in Sachen Tod, Trauerfeier und Beerdigung gegenüber den als durchaus ärmlich und als wenig trostreich empfundenen weltlichen Bestattungen, so kann zumindest von Letzterem heute keine Rede mehr sein. Muss gerade deshalb für Kirche heute nicht umso mehr gelten: Seid nahe bei den Menschen, wenn der Himmel offen ist.

Das waren sieben These. Was würde helfen?

Ein päpstliches Wort

Es war Papst Benedikt XVI., der bei seinem Deutschlandbesuch am 25. September 2011 im Freiburger Konzerthaus viel Aufregung und manche Ratlosigkeit hinterließ, als er überraschend davon sprach, dass Kirche „entweltlicht“ und vom Staat und politischen Privilegien abgekoppelt werden müsse. Wörtlich sagte er: „Die von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein. Sie kann ihre Berufung zum Dienst der Anbetung Gottes und zum Dienst des Nächsten wieder unbefangener leben.“ Und weiter: „Eine vom weltlichen entlastete Kirche vermag gerade auch im sozial-karitativen Bereich den Menschen, den Leidenden wie ihren Helfern die besondere Lebenskraft des christlichen Glaubens zu vermitteln.“ Das aber heißt nichts anderes als Jesus in seiner Bergpredigt verheißt. Matthäus 6, Vers 33: „Kümmert euch erst um das Reich Gottes und den Geist und dann wird euch das andere gegeben werden.“ Als protestantische Theologin habe ich dem nichts hinzuzufügen. Vielen Dank.